

81]

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

Von Peter Rosegger.

„Einsperren, mein lieber Reuthofer,“ entgegnete der Verwalter geschmeidlich.

„Einsperren, weil ich ehrlich gewesen bin und selber angezeigt habe!“

„Nicht darum, sondern weil Ihr den Hirschen erschossen habt.“

„Hab' ich ihn gestohlen?“

„Dem Wildschützen geht's oft mehr ums Schießen als ums Stehlen.“

„Ich bin kein Wildschütz, ich that's aus Nothwehr!“

„Aus Nothwehr? Hat Euch der Hirsch nach dem Leben getrachtet?“

„Er hat mir nach dem Leben getrachtet!“ rief der Jakob. „Wenn ein fremder Mensch ins Haus dringt, um mir das Brot wegzunehmen, so ist Nothwehr erlaubt. Hat in diesem Land der Hirsch einen größeren Schutz als der Mensch?“

„Raisonnirt nicht!“ sprach der Verwalter, „wenn Ihr im Schatten sitzt, habt Ihr Zeit, darüber nachzudenken. Vorwärts!“

Der Schatten, ja, das war der Kotter. Achtundvierzig Stunden! Es war ohnehin das allergeringste Strafausmaß, weil sie allerhand Milderungsgründe voranden, nur eben den nicht, daß der Jakob nach Gottesrecht doch vielleicht unschuldig war.

Jetzt hatte der Mann also Zeit zum Nachdenken. Wenn ihm der Staat für all' die geleisteten Steuern an Geld, an Kraft, an Blut schon nichts geben konnte, so würde er dem treuen Unterthan doch wenigstens das gute persönliche Recht zu leben schenken! — So hatte der Jakob gemeint in seiner Bauerneinfaht. Jetzt saß er im Kotter und mochte vergehen vor Entrüstung.

Auch der Kämpelherr saß. Er saß in jenen Tagen bereits im Reichsrathe und hielt glänzende Reden vom „ehelichen Mann der Arbeit mit der schwierigen Hand, von den hehren Menschenrechten des Armen, vom Schweiß des Landmanns, der den Staat lüttet“ u. s. w.

Zum Glück wußte der Jakob nichts davon, daß sein Stand so herrliche Vertreter besaß im hohen Rathe. Er wunderte sich am Ende nur noch, daß er frei gelassen wurde. Sie hätten ihn mit demselben Rechte, als auf zwei Tage, ja gerade so gut auf Wochen und Monate gefangen halten können — kein Mensch würde sich um den Waldbauern gekümmert haben.

Nach seiner Freilassung eilte er auf Umwegen nach Altenmoos. Den Fährstern und Höfen wich er aus. „Der Sträfling! Der Wildschütz, der eingesperrt war!“ Man weiß ja, wie sie es treiben, die Braven, die es nur dann für sich zu einem Tugendglanze bringen, wenn ihnen gegenüber ein von Amtswegen armer Sünder steht. Die Fehler anderer sind ihre Tugenden.

Der Harsch-Hans begegnete ihm unterwegs, der schmunzelte den Jakob boshaft an, sagte aber kein Wort.

Als der Reuthofer erschöpft und abgezehrt heimkam, höhnte ihn niemand; nur die zwerge Dirm lachte ihn aus, daß er davongegangen sei, derweilen im Garten der Hirsch von Krähen verkostet wurde. Das klügste Lachen vielleicht, das man von der zwerge Dirm je gehört hatte.

Feierliche Wildniß. Das Jauchzen verboten.

Seit diesen Tagen ging der Jakob nicht mehr hinaus in die Vorgegenden. Da er so sehr von der Welt erniedrigt worden war, schüttelte der Ekel seinen Körper, wenn er an die Leute dachte. An Sonn- und Festtagen das Glockengeläute ging ihm ab. Manchmal stieg er hinan zur Sandlerhöhe, wo man es klingen hören konnte, wenn sie in Sandebenen läuteten und der Südwind zog. Wenn er aber dachte, daß der Glockenstrid von einer Kreatur gezogen werde, war auch die Freude an dem Klingen dahin. Bald stieg er nicht mehr auf die Sandlerhöhe, sondern betrete seine Kapelle und

(Nachdruck verboten.)

das uralte Holzbildniß in derselben mit feiner Andacht und mit seinem Schmerze. Neben der Kapelle stand und gedieh der Weichselbaum; er blühte alljährlich und trug Früchte, als ob der Friedel, dem er geweiht, nicht schon längst in einem Massengrab des Schlachtfeldes moderte. Es ist kein Band, es ist kein Versprechen und kein Mitleben der Natur mit dem Menschen. Jedes Wesen ist für sich allein; dantlos entsteht's, lieblos genießt's, in heißem Streit vergeht's

Wenn die stillen Tage der Nebel waren, da Altenmoos zugebedt schien mit einem grauen bleiernen Deckel und die Tropfen an den Bäumen spannen, ging der Jakob bisweilen der Sandach entlang aufwärts durch die Schluchten bis in den Grund, genannt im Gottesfrieden.

Er ging an den Felsen hin, am lautlosen See vorüber und bis zum brausenden Wasserfall. Wenn der sinkende Luftzug das Brausen niederdrückte, daß die Steine zu bebem schienen in der lauten Gewalt — das that dem Jakob wohl. Da stand er unbeweglich und blickte in das aus den nebeligen Höhen niedergehende ungeheure Wasserband, welches weiß und schwer und stöckend wie eine unaufhörliche Schneelawine in den quirlenden stuhenden Kessel stürzte. Wie in wildem Zorne sprangen die Gisichten wieder hoch empor, schlugen mit hundert Fittichen an die Felsenblöcke, umkreisten dieselben in ihren Tümpeln, als wären sie auf der Flucht und könnten den Ausweg nicht finden. Neben dem Hauptfall gingen in Stricken und Schleiern kleinere Nebenfälle, von Vorsprung zu Vorsprung hüpfend, nieder — grell flüsternd wie zischelnde Bosheit neben der granen, wüthenden Leidenschaft.

Dieser Wasserfall der Sandach war sein Gebet geworden und sein Lied. Und so wie das Wasser dann still und klar durch den Felsengrund floß, so geruhigt ward auch allemal sein Gemüth. — O tiefe Wildniß, ruhiger Wald, wie bist du in Ewigkeit jung und rein! Vom blutigen Kreuzweg der Menschen entweicht dich keine Spur. Wildniß, o Wiege verlassenener Seelen! Wie ein Wandervogel auf dem Baumast sitzt, so nahm die aus Ewigkeiten kommende Seele den menschlichen Leib zur kurzen Rast, ehe sie weiterfliegt in die Ewigkeiten. Und der Leib wieder liebt es zuweilen, seitab von der heißen Pilgerstraße in der Waldwildniß zu ruhen. — Eine ähnliche Stimmung klang manchmal den Jakob an, er fühlte wieder das geheimnißvolle Band zwischen der ähneren Natur und dem Menschenherzen, und so trat er allemal mit feierlichem, erhobenem Gemüthe aus dem Felsengrund, genannt im Gottesfrieden. Nun wußte dieser durch sich und andere aus der menschlichen Gesellschaft gleichsam verbannte Mensch, wo seine Kirche stand. Im Gottesfrieden! Kein Tempel hat einen schöneren Namen. Wer weiß, warum die Altordern diesen Ort so geheilig haben! Wer weiß, ob draußen zu Sandeben schon eine Pfarrkirche gewesen zur Zeit, als die ersten Steinenteiler den Reuthofergrund geredet hatten! Wer weiß, ob der erste Jakob nicht mit dem Wasser im Gottesfrieden getauft worden ist! Was war zu Altenmoos nicht vorgegangen in den Jahrhunderten! Die Ansiedler, arbeitsam und bedürfnislos, hatten sich feste Stätten gegründet, zur Gemeinde zusammengethan, hatten Ordnung und Zucht gehalten, hatten sich in Frieden vertragen und das entlegene Thal zwischen den hohen Bergen und Wildnissen war ein heiteres, gesegnetes Menschenheim geworden für lange Zeit. Draußen in der Welt oft Krieg und Empörung, im Waldlande Arbeit und Frieden. Die Bauern genossen led ihr gesundes Leben, und wer einmal ein krankes zu tragen hatte, der trug es geduldig. Jeder freute sich des Daseins und viele erreichten ein hohes Alter. Da kam die Pest der neuen Zeit, die Gewinn gier, der Streberwahn, da wurden die Menschen treulos gegen die Heimath und ihre Sitten, jagten hinaus in das Elend der grenzenlosen Welt. Die wenigen Zurückgebliebenen werden erdrückt von dem Eigennutz der Mächtigen. Ein großes Leben ist aufgestanden in Altenmoos, ein großer Noth ist an ihm begangen worden . . . Im Felsengrund zum Gottesfrieden hat sich nichts geändert; wie es zu des ersten Jakob's Zeiten war, so ist es noch. Hätte sich nicht auch hier etwas zu Geld machen lassen? Sie wollen es und können es nicht. Die ohnmächtigen Menschen. —

Solche Gedanken zogen immer und immer wieder durch das Haupt des Mannes, der so geruhigt nach innen und so erbittert nach außen war. Das gehobene Herz, welches er

aus dem Gottesfrieden allemal mitgebracht in den Reuthof, sank bald wieder in Sorge und Traurigkeit zurück. Es war auf dem Hof keine Freude mehr, es galt nur mehr zur Noth das Leben zu fristen. Vieh und Hafer verkaufte der Reuthofer längst nicht mehr, es war alles kümmerlich geworden und reichte kaum für den häuslichen Bedarf. Indeß bedurften sie nichts von draußen. Getrockneten Kümmerl verwendeten sie als Salz. Ging eine Fensterscheibe in Scherben, so gab eine alte Hauspostille die Blätter her, um das Loch zu verkleben. Loden aus der Schafwolle, Leinwand aus dem spärlichen Flach, Leder aus den Häuten ward schlecht und recht bereitet vermittelst der alten Vorrichtungen aus besseren Zeiten, die sich noch im Hause fanden.

Wie der Jakob im Gottesfrieden die Kirche entdeckt hatte, so hatte der Pechöl-Naz im Walde die Apotheke gefunden. Er sammelte Wurzeln und Kräuter, bei denen er sich auskannte, kochte Saft daraus oder rieb sie zu Pulver. Wenn dann die Krankheiten und Gebrechen kamen, wurden die Mittel mit gutem Vertrauen angewendet; manchmal halfen sie, manchmal nicht — ganz wie die Sachen aus der lateinischen Küche.

Kleine Geräthe des Hauses schnitzte der Naz mit seinem Taschenmesser. Bei solchem Schnitzen geschah es manchmal, daß aus dem Stück Holz ein Pseischen ward, oder ein Pferdekopff, oder gar ein ganzes Roß und der Reiter darauf, und daß nachher der Alte mit solchen Sachen spielte wie ein Kind. Und doch war er, zum herben Tage aufgeschreckt, als bald wieder wach und klug und half sich und dem Jakob tapfer das Leben tragen.

Manchmal seufzte der Jakob tief auf, ohne etwas zu sagen. Da wußte es der Naz, er dachte an seine Tochter Angerl. Mit der stand's wohl kaum erfreulich. Ihr Mann, der Florian, war vom Feldzuge mit einem hölzernen Bein zurückgekommen. Bald darauf wurde der Steinhäusel-Pacht gelöst und sie zogen mit ihren Kindern von der Gemeinawort fort. So viel wußte der Jakob, mehr wußte er nicht. Sie schrieben nicht, und daraus hätte ein anderer geschlossen, daß es ihnen nicht schlecht ergehen würde. Wie gerne hätte er ihnen seinen letzten Groschen geschickt! Die lieben Menschen, die ihm zunächst standen in diesem Leben, sie darbt in der Fremde. Der Jakob fühlte, es lag auch hier eine Schuld vor. Er seufzte, aber er sagte nichts.

So vergingen die Tage, so holperte es fort auf dem Reuthofe — und hinten drein schlich das Schicksal.

Einmal in einer mond hellen Nacht war's, daß der Naz den Jakob aus dem Schlafe weckte. Es waren wieder die vierfüßigen Schelme draußen. Drei Rehe stiegen im Garten um und grasten die jungen Pflanzen weg. Der Naz war diesmal besonders erbittert, er hatte vor wenigen Tagen erst die Kohl- und Salatpflanzen bei dem alten Weibe in der Bunsellensche erbettelt und dabei außer dem Erbettelten auch sonst noch manches einstecken müssen. Das alte Weib hatte gezetert, was das für eine saubere Bauerwirtschaft wäre, nicht einmal Seppspflanzen zu haben! — Das Wild hätte sie gefressen, berichtete der Naz. — „Warum hat denn mir das Wild die Pflanzen nicht gefressen? rief das Weib. „Warum denn? Weil ich mein Bett draußen im Garten stehen hab' und weil ich die ganzen Nächte wach bleib' und Strümpf' strid' und Lärm schlag', wenn die Bestien anschleichen. Müßt Ihr's halt auch so machen! Aber na, die Herren vom Reuthof wollen sich die Nacht gut sein lassen und schmedt's ihnen besser, die Seppspflanzen nachher von den armen Häuslerinnen zu erbetteln. Da haßt ihrer, ich hol' mir Milch dafür.“ — Als hierauf nach langem Wüten und Graben, wobei dem Alten schier das Kreuz absprang, die Pflanzen glücklich im Garten standen, hübsch der Reihe nach gesetzt und mit Jauche gedüngt, wollte es erst nicht regnen und mußte der Naz alle Abende vom Brunnen viele Kübeln Wasser herbeischleppen und die Seppspflanzen eben für sich begießen. Und jetzt, wie sie anhuben zu gedeihen, waren die Thiere da, um sie abzufressen.

Der Naz gab dem Jakob das Gewehr in die Hand. Paff! durch die Wandlute hinaus. Machte das Reh einen Sprung in die Luft und stürzte zu Boden. Die zwei anderen setzten in hohen Sprüngen über den Zaun und dem Walde zu, daß der Boden dröhnte.

„Wirf den Rock um,“ sagte der Jakob zum Naz, „wir gehen hinaus. Ich hab's angezeigt, da haben sie mich eingesperrt; jetzt zeige ich's nicht an, damit sie mich nicht einsperren. Man macht's, wie sie's haben wollen.“

„So werden wir halt alleweil geschiedter,“ versetzte der Naz.

Sie trugen das Thier zum Brunnen, weideten es aus, schleppten es in den Keller, thaten Stroh darauf und dann legten sie sich wieder zu Bette.

Am nächsten Morgen war der Jakobstag. Die Bauern halten an ihrem Namenstage gerne auch das Gedächtniß ihrer Geburt. „Bierundsechzig Jahre!“ sagte der Jakob zu sich selbst. „Bei manchem Menschen braucht es lange, bis er ein Spizhub' wird.“

Von diesem Schusse an hatte der Garten eine Weile Ruhe. Die Rehe und Hirsche kamen bis zum Rain herbei, schauten zwischen den Eschen mit langen Halsen herüber auf den grünen Kohl, aber die Luft roch so ein wenig unheimlich und sie hatten nicht den Muth, ihr Verlangen zu stillen.

So streckte einmal der Naz sein altes Gesicht mit den weißen Bartstoppeln vor und munkelte: „Bruder Jakob! 's ist noch das rechte Mittel gewesen!“

„Ei der Satan!“ sagte der Jakob hierauf. „Haßt Du die Mår von der Wildschützenkugel nie gehört? Daß der Teufel von sieben abgeschossenen Wildschützenkugeln allemal eine hinführt, wohin er will?“

„Glaubst Du an solche Sachen?“ fragte der Naz. „Ich glaube nicht daran,“ antwortete der Jakob, „aber ich meine, daß so Sagen und Ansprüche, die aus alten Zeiten kommen und von Geschlecht zu Geschlecht fortleben, doch auch ihre Bedeutung haben müssen. Ich habe nur das schon erfahren: Wenn man den Finger an den Hahn legt, da denkt man an kein Gebot und kein Geseh, da denkt man nichts mehr als: treffen will ich. Und ist's doch so, als ob in Unserem ein böser Geist aufstünde, sobald man die Mordwaffe in die Hand nimmt.“

„Wird wohl eh nicht anders sein,“ entgegnete der Naz, „wenn aber andere schießen, warum nicht wir auch? Geschossen ist geschossen, nur ob man's aus Lust oder aus Wehr thut, das ist der Unterschied.“

„Daß auch der Pechöl-Naz so mordgierig sein kann!“ bemerkte der Jakob.

„Wundert mich selber,“ entgegnete jener, „bin auch sonst gar nich' so gewesen. Jedes Thierl hat mir verbarmt, aber weißt, Bruder, Du und ich, die zwei verbarnten mir halt noch mehr. Die Hauptsache ist, nur gut treffen, daß das arme Geschöpf nicht noch eine Weil' leiden muß.“

„Wenn der Mensch auf weitem Feld zu treffen ist, so wird der Hirsch im Wald auch zu treffen sein,“ sagte der Jakob.

Es geschah nun — anfangs zwar selten, allmählig aber öfter und öfter, — daß in der Umgebung des Reuthofes ein Büchlein knallte. Manchmal sah man den Oberförster Ladislans durch die Gegend hasten und um den Hof schleichen. Er war schon sehr gebückt und sein jezt kurzgeschchnittener Bart war grau wie Eis, aber seine Augen sprangen noch scharf und stehend ins Grüne aus und die Beine hatten schon spitze Knie, waren aber schlank. In den früheren Jahren hatte man den Waldmeister stets behäbig des Weges kommen sehen; jezt, da er alterte, lief er gebückt, hastig und geräuschlos, wie auf Socken, so daß es immer zu sehen war, als schleiche er jemanden an. So geht's, wenn List die Kraft ersetzen muß. Der Ladislans schien Verdacht zu haben auf den Reuthof, es war da etwas nicht richtig! Aber es war nicht dahinter zu kommen und das wurmte ihn. Sein Leben hätte er dran jezer mögen, eine Spur zu finden. Die Hirschen und die Wildschützen waren ihm die wichtigsten Dinge auf der Welt.

Eines Tages begegnete er im Walde einem kleinen barfüßigen Knaben, der Erdbeeren sammelte. Der Waldmeister fragte, wer ihm erlaubt hätte, hier Beeren zu pflücken?

Das Kind schaute ihn erst mit großen Augen an und antwortete hernach schüchtern: „Meine Mutter.“

„Wer ist Deine Mutter?“

Der Knabe schaute noch erstaunter drein. Jezt weiß der nicht, wer seine Mutter ist. Und das Kind wußte es zulezt selber nicht. „Die Mutter ist halt die Mutter,“ wimmerte es endlich, lief davon und verstreute im Laufen die ins Körbchen gesammelten Beeren. Der Oberjäger blickte ihm martialisch nach. Das Beerenpflücken wie das Schwämme- und Ameiseneier-Sammeln ist verboten! Was soll man sich von dem Schwarzhirzgebüchel das Wild verschonen lassen aus seinen Standplätzen!

Es giebt aber Ausnahmen. Sah der Waldmeister einmal das halberwachsene frische Töchterlein der böhmischen Kohlenbrennerin im Guldeisnerschlag. Die Alte war brummig, die

Junge war es nicht, und diese fragte er schmunzelnd, ob sie nicht manchmal in die Beeren gehe?

„Möcht' schon,“ antwortete sie schämig.
 „Es seien die Himbeeren reif, sagte er und er wolle ihr verrathen, wo die schönsten und süßesten stünden!“

„Herr!“ flüsterte das Mädchen, „Himbeeren brocken ist verboten.“

Er streichelte sie an der Wange und munkelte: „Verbote Früchte schmecken um so besser. Auf der Sandlerhöhe wachsen sie, wenn Du hinauf willst.“

Am nächsten Tage hatte sein „Rosenkranz“ einen Knoten mehr. —

(Fortsetzung folgt.)

Cid, der brave Campeador.

Man schreibt uns:

Zu jenen geschichtlichen Persönlichkeiten, denen die mythenbildende Kraft des Volkes Eigenschaften angeeignet hat, die sie nicht besaßen, deren Thaten der Nachwelt in durchaus anderem Lichte überliefert wurden, als ihnen wirklich eigen, gehört der in unzähligen Liedern besungene und in unzähligen Reden verherrlichte Spanier Ruy Diaz de Bivar, genannt der Cid Campeador, (d. h. der Held-Kämpfer). Der Ueberlieferung nach war dieser kastilianische Grande das Muster aller ritterlichen Tugenden, edel, gottesfürchtig, ein Schützer der Armen und Unterdrückten, ein Muster an Treue und Tapferkeit, und so geliebt und bewundert von seinem Volke und gefürchtet von seinen Gegnern, daß sein bloßer Anblick den letzteren Todesfurcht, den ersten aber unbesiegbaren Muth einflößte. Als er schließlich bei der Vertheidigung Valencia's gegen die Mauren stirbt, wird seine Leiche in voller Rüstung auf ein Pferd gesetzt, und um den schon todtten Helden geschaart, erschochten die Spanier, die der Glaube, ihr Führer lebe noch, mit flammender Begeisterung erfüllt, einen glänzenden Sieg über die Ungläubigen.

So die Sage. Und die Wirklichkeit?

„Valencia vermochte aber,“ lesen wir in G. Diercks' Geschichte Spaniens (Berlin 1896) Bd. 1, S. 555, „Valencia vermochte aber dem zohen, christlichen, nur von Habgier und Selbstsucht beherrschten Söldnerführer Rodrigo Diaz de Bivar, genannt der Cid, keinen Widerstand zu leisten, sondern fiel demselben zum Opfer, wobei dieser von der Dichtung späterer Zeiten zum Nationalhelden gestempelte, charakterlose und treubruchige — allerdings sehr fromme — Freibeuter das Stadtoberhaupt auf die empörendste Weise zu Tode martern ließ.“

Noch kräftiger brüdt sich Professor Müller (Königsberg) in seinem, als Band des Niden'schen Sammelwerks „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen“ erschienenen Werke „Der Islam im Morgen- und Abendland“ über unsern Helden aus: Da heißt es auf Seite 635:

„Um Valencia aber hauste ein Freibeuter auf den wir im Vorübergehen einen Blick werfen müssen, nicht wegen der eigenen Bedeutung seiner widerwärtigen Persönlichkeit, sondern wegen des Ruhmes, dessen er ungerechtfertigter Weise bis auf den heutigen Tag besitzt. Es ist Rodrigo oder Ruy Diaz von Bivar, bekannt unter den Beinamen Cid und Campeador; einer von den Landsknechtsführern, welche damals ihre Dienste je nach Laune und Bezahlung christlichen oder muslimischen Fürsten zur Verfügung stellten, hat er gleichmäßig für die Venu Jud“) von Saragossa und für König Alfons gekochten, immer aber gesehen, wo er am meisten Beute erwischen konnte. Meineidig, treulos und grausam hat er beiden Parteien empfindlichen Schaden zugefügt, ohne je etwas anderes zu erstreben, als ein eigenes Fürstenthum für sich, gleichgiltig auf welche Weise es gewonnen wurde.“

„Man muß gestehen“, fährt Professor Müller fort, „die Spanier sind in der Wahl ihres Nationalhelden nicht ganz glücklich gewesen.“ Und ferner: „Sein Ziel hat das Schenjal nur für kurze Frist erreicht: 1099 starb er vor Muth über die entscheidende Niederlage seiner Truppen, nachdem er natürlich vorher brav Kirchen gebaut oder ausgestattet hatte.“ Bald nach seinem Tode fiel Valencia in die Hände der Ungläubigen.“

Charakteristisch an der Cid-Legende ist noch, daß dieser „Held und biedere Kämpfer“

bald als Streiter der unverbrüchlichen Treue, des hundemäßigen Gehorsams gegen den angeklammerten König, bald als Vertreter der Rechte der Feudalherren gegenüber dem Königthum gefeiert wird. Die Sage paßt sich dem Gebrauch der rivalisirenden Parteien nach Bedürfnis an, bis endlich im 14. Jahrhundert der Absolutismus fest im Sattel sitzt, und damit auch die diesem genehme Besart der Legende die Oberhand behält. Als der „treue Diener seines Herrn“ ist der brave Ruy Diaz de Bivar von da ab gefeiert worden, bis die historische Forschung auszog, daß Original dieser fabelhaften Blüthe der Ritterlichkeit zu suchen und statt des Vorbildes alles Großen und Schönen einer „Freibeuter“ fand.“

*) Ein maurischer Fürstentum.

Kleines Feuilleton.

— Einen Fächer für 400 000 M. hat Howard Gould, der Sohn des verstorbenen New-Yorker Börsenhaies Jay Gould, seiner Braut, einer ehemaligen Schauspielerin, geschenkt. Der Fächer wurde in Paris hergestellt. Es ist ein Empire-Fächer, dessen Gestell aus Elfenbein gefertigt ist, welches mit acht Miniatur-Gemälden, Kopien berühmter Meister, bedeckt ist. Jeder der Fächerstäbe ist 6 1/2 Zoll lang, am Griff kunstvoll geschnitten und oben abgerundet. Der Beschlag ist von Gold, das Ganze mit Diamanten überfät. Der Fächer ist das Werk von acht Künstlern. —

Literarisches.

— Wie es gemacht wird. Im Montags-Abendblatt des „Berliner Tageblattes“ steht zu lesen: „In eigener Sache. Heute erhielt einer unserer Redakteure von einem bekannten Schriftsteller einen von Beleidigungen strotzenden und mit Thätlichkeiten drohenden Brief, weil unser Redakteur dem Schriftsteller bei einer zufälligen Begegnung im Theater am Sonnabend den Gruß verweigert hat. Der Grund, der unseren Redakteur dabei leitete, dürfte die Deffentlichkeit interessieren. Der Autor hatte nämlich vor einiger Zeit an einem anderen unserer Redakteure einen nichtswürdigen Besetzungsvorschlag gewagt. Nur aus Rücksicht gegen die Angehörigen des Autors wurde damals von einer Veröffentlichung der Angelegenheit abgesehen, man begnügte sich, den Autor prompt wissen zu lassen, daß er an den Anrechten gekommen war. Der erwähnte Schriftsteller hatte dem „Berliner Tageblatt“ nämlich einen Feuilleton-Roman zur Prüfung vorgelegt, zu Händen des zuletzt erwähnten Redakteurs. Es lag ein Brief bei, welcher den Redakteur ersuchte, die Annahme des Romans bis zu einem bestimmten Tage zu bewirken. Dem Briefe war folgende Anweisung zugefügt:

An die Bank für Handel und Industrie.

Berlin, Schinkelplatz.

Ersuche dem Ueberbringer 200 M. (Zweihundert Mark) meines Guthabens für mich auszugeben, deren Empfang ich unter dem heutigen Datum hiermit quittire.

(Name des Autors.)

Zugleich schrieb der Autor in dem uns noch im Original vorliegenden Begleitbriefe, daß er seinen Dank nach definitiver Annahme noch weiter bethätigen werde. Der Adressat begnügte sich, wie gesagt, dieser unerhörten Zumuthung damit zu begegnen, daß er dem Schriftsteller Roman und Anweisung umgehend zurücksandte. Die hier abgedruckte Abschrift der Anweisung, von einem Zeugen beglaubigt, wurde zurückbehalten. Im übrigen bewahrte der von dem Autor Beleidigte, wie erwähnt, längere Zeit Stillschweigen, bis er erst jüngst, nach der Premiere eines von jenem Autor verfaßten Stückes, seine Erfahrungen mit diesem im Kollegenkreise zum besten gab. Daran nun wurde vorgestern dem Schriftsteller der Gruß verweigert, eine gewiß noch gelinde Abwehr, über die der Autor besser mit Stillschweigen quittirt hätte. Statt dessen ließ er jenen im Eingang erwähnten Brief vom Stapel und veranlaßt uns dadurch, keine weitere Schonung dem Bestecher gegenüber walten zu lassen. Wir geben seinen Namen hiermit der Verachtung aller anständig Denkenden preis. Es ist Herr Robert Misch. —

Theater.

— Im Schillertheater wurde am Sonnabend eine Tragikomödie „Die gerechte Welt“ von Carlot Reuling zum ersten Male aufgeführt. — In einem Börsenblatt konnte man lesen, daß dieses Schauspiel wie geschaffen sei, um im Verein der „Nothen Nelke“ mächtig zu wirken. Für den bürgerlichen Spötter ist der Ausbruch bezeichnend. Er meint damit: Ein Drama brauche nur grobklug zu sein und „ärmenden Genossen“ werde es behagen, wenn es nur die Sünden eines Kapitalisten recht schwarz male. Hätte er seinerzeit die „Freie Volkshühne“ beachtet, er wäre eines besseren belehrt worden.

Welcher Irrthum übrigens, Carlot Reuling's Stück als sozialdemokratische Predigt aufzufassen! Die Komödie erinnert an Zeichnungen in Schwarz und Weiß. Schwarz und Weiß ist aber grell nebeneinander gestellt, ohne Abstufungen. Der Titel „Die gerechte Welt“ bedeutet eine Ironie — die beiden Parteien, die Schwarz und Weiß darstellen, verkörpern nicht eigentlich Kapital und Proletariat.

Was hatte die Lehre, daß das Kapital Existenzen zerstöre, wenn es in die Hände von Schuften gerathe, mit sozialdemokratischen Anschauungen zu thun? Die verallgemeinern doch Wirken und Wesen des Kapitalismus und kümmern sich nicht um diese oder jene Person. Wenn man dann die unschuldsvollen Leute aufsteht, die zwei abgefeimten Börsengaunern in die Hände fallen! Da ist ein Wertmeister Hügel. Er hat sich, wie Richter's Sparaguess, durch seiner Hände Arbeit und dadurch, daß er darbt, — Häring mit Pestfortoffeln war ein Sonntagsgesicht — ein Kapitalchen erworben. Das legt er in amerikanischen Papieren an, die 11 pSt. abwerfen. Für einen biederen Kleinbürger verdammt prozentgerig! Natürlich fällt der kleine Hecht den größeren Hechten, den Wankschwindlern Großmann zum Opfer. Die Spekulationspapiere waren faul. Nicht genug daran, der eine der Brüder Großmann hat Hügel's Schwester verführt; und als Großmann, den der Verzweifelte zur Rede stellt, unverschämte wird, da ergreift Hügel in blinder Wuth ein Messer und sticht den Großmann über den Haufen. Großmann ist indeß nur schwer verwundet. Nach mehreren Jahren wird Hügel

aus dem Zuchthaus entlassen. Seine arme Schwester ist in Noth. Die Verführte hat ein Kind zur Welt gebracht. Was thun? Die Gesellschaft wendet sich an die Brüder Großmann um Hilfe. Die sind nach dem Bankbruch verarmt und hochangesehen. Der eine treibt sogar den Wohlthätigkeitssport und hat ein Waisenhaus erbauen lassen. Großmann, der Verführer, ist denn auch nicht ungnädig. Von seinem Ueberfluß wirft er ein paar Broden hin, und Hügel wie dessen Schwester trollen sich fort. Vom Waisenhaus klingt feierlicher Orgelklang herüber. Das ist der Lauf in unserer gerechten Welt. Die Arbeit, die ohne ihren satirischen Abschluß nach alter Volkstüchmanier gerathen ist, gefiel dem Publikum des Schiller-Theaters sehr. Es wurde auch wirksam gespielt. Insbesondere gelang Herrn Parry der verlumpte, spanische Großmann junior. Mit geschicktem Takt gaben die Herren Frohöse (Hügel) und Winterstein zwei jener Kleinbürger, die sich durch Fleiß, Ausdauer und gute Sitten „emporgeschungen“ haben. Solche Figuren, deren Brautheit nicht selten an überraschende Einfältigkeit grenzt, können leicht ins Lächerliche umschlagen. —

Medizinisches.]

— Die Schädlichkeit des Schleiers. Nach C. A. Wood ist die Mode, Schleier zu tragen, verantwortlich zu machen für eine ganze Reihe von Leiden, für die häufig keine Ursache vorhanden zu sein scheint, nämlich Herabsetzung der Sehschärfe, Kopfschmerzen, Schwindel, Uebelkeiten. Diese Folgezustände sind bedingt durch die Anstrengung, die das Auge machen muß, um durch das ihm vorliegende Hinderniß durchzusehen. Daß selbstverständlich eine unregelmäßige Zeichnung des Schleiers oder ein solcher mit großen Tupfen ganz besonders schädlich wirken, ist klar; ebenso sind doppelte Fäden des Maschengewebes zu verwerfen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Beeinträchtigung der Sehschärfe in direktem Verhältniß zu der Zahl und Größe der Maschen steht, so daß also ein einfacher Schleier ohne Zeichen und Tupfen, mit großen Maschen und einfachen Fäden relativ noch am unschädlichsten ist. Ganz besonders haben Damen mit schwachen Augen es durchaus zu vermeiden, durch den Schleier hindurch zu lesen. — Eine andere unangenehme Nachwirkung des Schleiers im Winter ist die, daß die Nase darunter sehr leicht erfriert. Anstatt also Schutz gegen die Kälte zu bringen, bewirkt er das Gegenheil. Durch den Hauch des Mundes bildet sich beim Gefrieren eine harte Kruste, die namentlich bei engmaschigen Schleiern den Ausgleich der Luft zwischen Schleier und Gesicht und der Außenseite hindert. Gar manche rothe Nase ist auf das Schleiertragen im Winter zurückzuführen. —

Physiologisches.

t. Unempfindlichkeit gegen Bienenstiche. Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Thier, welches einmal einen nicht ganz tödtlichen Biß von einer Giftschlange empfangen hat, für die Folge gegen solche Bißse überhaupt gefeit ist. R. C. D. Evans theilt der Londoner Zeitschrift „Nature“ mit, daß ein ihm bekannter Fall eine ähnliche Folge bei Bienenstichen wahrscheinlich macht. Der Verwalter eines Biengartens berichtete Evans, daß er kurz nach dem Antritt dieser Stellung infolge der erhaltenen Bienenstiche für einige Tage an heftigen Entzündungen darniedergelegen hätte, daß er aber bald gegen das Gift des Bienenstachels unempfindlich geworden wäre. Evans beobachtete selbst, wie der Mann in wenigen Minuten mehrere Male gestochen wurde, während er einen Bienenstich in einen anderen ansteuerte, da er gegen die Gewohnheit der Bienenhalter mit ungeschützten Händen arbeitete. Der Mann versicherte ihm, daß er während des Stiches ein scharfes Prickeln fühlte, im übrigen aber nicht die geringsten Folgen davon zu leiden hätte. Vielleicht besitzt das Gift des Bienenstachels, das im allgemeinen als eine der Ameisensäure entsprechende Verbindung betrachtet wird, dieselbe Wirkung für die Unempfindlichkeit des Verletzten wie das Schlangengift. Derselben Zeitschrift wurde bald darauf von Strickland noch über einen ähnlichen Fall berichtet. Ein Bienenwirth wurde beim Aufsehen eines Stodes so heftig gestochen, daß er mehrere Wochen krank war; auch bei ihm führte aber diese von großen Schmerzen und dicken Geschwülsten begleitete unfreiwillige Zuspung zu einer vollständigen Unempfindlichkeit. Dieser letztere Fall ereignete sich bereits vor mehreren Jahren, bis zum vorigen Herbst jedoch war der Mann noch immer gleich unempfindlich gegen Bienenstiche. —

Astronomisches.

t. Neues vom Merkur. Nachdem der amerikanische Astronom Percival Lowell neulich eine große Zahl von Zeichnungen der Oberfläche des Planeten Venus veröffentlichte, hat er nun den „Astronomischen Nachrichten“ solche auch von Merkur eingesandt. Bessere zeigen deutliche dunkle Marken im allgemeinen als Linien. Beide Pole erscheinen schattirt und es läßt sich ein scharfes, dunkles Band erkennen, daß den Südpol von dem übrigen Planeten trennt, es zeigt sich viele Längengrade weit fort, und möglicherweise umgürtet es den Planeten vollständig. Die Dauer der Umdrehung des Planeten um seine Achse ist gleich der eines Laufes um die Sonne, also ebenso wie es Lowell für die Venus festgestellt hat. Leo Brenner hatte auch für den Merkur eine Umdrehung von annähernd einem Erdentage angenommen, die Zeichnungen Lowell's beweisen aber durchaus, daß

die Achsendrehung von der Dauer der Bewegung um die Sonne auf keinen Fall erheblich verschieden sein kann. Auch die Beobachtungen, welche nach Aufnahme der vorliegenden Zeichnungen angestellt wurden, haben dieses Ergebniß bestätigt. —

Humoristisches.

— Der eingelaufene Anzug. In die städtische Pfandleihanstalt zu Liegnitz kam vor einigen Tagen eine Frau mit einem neuen Anzug ihres Sohnes, den derselbe erst kurze Zeit vorher gekauft hatte. Auf die Frage des Pfandleihers, wie viel sie auf den Anzug geliehen haben wolle, erwiderte die Frau: „Na, mer mechten doch wenigstens 10 Mark dafür, daß mer nich gar zu viel dran verlieren.“ Als der Pfandleiher darauf meinte, wie sie eigentlich dazu käme, den neuen Anzug zu versehen, gab die Frau folgende Erklärung: „Ja sehn Se, die Sache is nämlich a su: Mei Sohn hot for den Anzug 15 Mark gegeben, und do hatte ern vuirigen Sonntag, wie der gruffe Regen war, s'rischte Mal an. Wie er nun heem loam, zug ern glei aus und lieh'n trucknen, und wie ern vabend wieder anziehen wullte, do gingen die Hufen od blus bis an de Knien und de Kermel warn o a groß Stück su kurz, mit eenem Wurte, der Anzug woar a su kleen gewurn, daß ern nie nich tragen kann.“ Nachdem sich das Gelächter der Umstehenden gelegt hatte, gab der Pfandleiher der Frau den Rath, den Anzug nur wieder einzupacken und damit zum Lumpenhändler zu gehen, mehr sei er nicht werth. —

— Wild geworden. Zur Zentenar-Feier hat Herr Wilhelm Krent dreizehn Seiten „Kaiserlieder“ erscheinen lassen. Das letzte „Poesm“ trägt die Ueberschrift „Der Sozialdemokratie“ und hat folgenden Wortlaut:

Die Wahrheit ist nur schön und hold den Guten,
Die Bösen peitscht sie, wie mit Flammenruten,
So daß sie flieh'n und stumm im Dunkel lauern
Und rachebrütend in Verstecken lauern.
Das Wallen ihrer mächt'gen Simsonlocken
Macht scheu das Blut in Schurkenadern stocken;
Ihr strenges Antlitz strahlt nur Licht den Bösen,
Mit ihnen weilt sie bei Siliumfesten.

Vermischtes vom Tage.

— 300 Postfäcke mit Vorbeerblättern hat ein Triester für die Berliner Festsache zum 22. März geschenkt. Die Blätter sollen auf den großen Nasenflächen beim Opernhaus ausgebreitet werden. — Berliner Dichter freuet Euch, da giebt es billigen Lockenschmuck! —

— Aus Landshausen (Waden) wird berichtet: Ein hiesiger Bürger bemühte sich seit Jahren um eine Invalidenpension, weil ihn vom letzten Feldzug her eine Gewehrflugel im Oberschenkel stecke. Die Aerzte konnten trotz mehrfacher Untersuchung nichts von einer Kugel entdecken, und so blieben die Gesuche des Mannes erfolglos. Dieser Tage nun wurde er nach Heidelberg ins Krankenhaus beschieden, wo bei einer Photographie mittels Röntgenstrahlen die Kugel deutlich sichtbar wurde. —

— In der Werkzeug-Maschinenfabrik Schief in Düsseldorf geriet ein 17 Jahre alter Bohrer in die Transmission und wurde vollständig in Stücke gerissen. —

— In Strassburg wurden anlässlich des Carnevals 143 Fahrräder verseht. —

— In Szaszivanzalva (Ungarn) wurde der Großgrundbesitzer Toklor von seinen beiden Söhnen ermordet. —

— Ein Schlauer. Die römische „Tribuna“ erzählt: Bei den letzten französischen Wahlen strebte auch Herr X danach, in das Palais Bourbon als Volksvertreter einzuziehen und verschmähte zu diesem Zweck auch krumme Wege nicht. Freilich, wenn er seinen Wählern geradezu Geld anbot, so konnte die Sache schlimm für ihn ablaufen. Der schlaue Mann wußte sich aber zu helfen. Seine Leute mußten den Wahlkreis durchziehen und den Wählern Betten um 5 Fr. anbieten, daß Herr X nicht gewählt werden würde. So sicherte er sich nicht nur die Stimmen der Wähler selbst, sondern diese waren auch noch eifrig bestrebt, für den Kandidaten andere Stimmen zu werben, und so ging der „Volksvertreter“ mit großer Mehrheit als Sieger aus dem Kampfe hervor. —

— Der vor einigen Tagen von St. Johns (Neufundland) in London eingetroffene Dampfer „Late Winnipeg“ hat eine furchtbare Reise über den Atlantischen Ocean gehabt. Die über das Schiff schlagenden Wellen löschten die Feuer aus und der Dampfer war mehr als einmal dem Untergange nahe. Sämmtliches auf dem Schiff befindliche Vieh, 400 Stück, mußte über Bord geworfen werden. —

— Frau Cleve land will sich von ihrem Manne, dem ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, scheiden lassen. Sie führt Klage darüber, daß sie ihr Gatte geschlagen und über die Parquetten geschleift habe. Der Mann wieder meint, seine Frau hatte zu viel Geld „verpugt“. —